



Berlinern ist hier Pflicht: Eine Szene aus dem Zilleschen Milieu. Dialekt steht für Kiez und Alltagsleben, sagt Sprachwissenschaftler Peter Rosenberg.

FOTOS: ARCHIV, PRIVAT, KONGRESSHOTEL

Ist der Dialekt ein Karrierekiller?

Ein Sprachwissenschaftler und eine Hoteldirektorin diskutieren Vor- und Nachteile von regionalen Sprechweisen

Ist Hochdeutschsprechen ein Karrierekiller? Wenn Dialekt nur Nachteile hätte: Warum sprechen ihn dann so viele? Masochisten? Ungebildete? Oder einfach sprachlich etwas Flexiblere? Seit rund 200 Jahren wird der Tod des Dialekts vorausgesagt, weil angeblich nur alte Leute ihn noch sprächen und weil er ungebildet klinge. Und wenn das nächste Forscherteam anrückt, um die Leiche zu sezieren, springt sie auf und dreht den Unkenrufern eine Nase – oder besser 'ne Neese. Offenbar gibt es gute Gründe, es zu tun, selbst dort, wo Dialektsprechen als unfein gilt.

Natürlich wissen wir alle, dass Dialekt nicht gleich Dialekt ist. Wir brauchen nur an das Nord-Süd-Gefälle zu denken: Wer südlich des sprachlichen Weißwurstäquators „hochdeutsch“ zu sprechen meint, braucht seine Geburtsurkunde nicht mehr zu zeigen: Seine Regionalsprache ist ihm auf die Zunge gepiert. Über diese „Dialekte“ redet niemand? Sind die Dialekte und Stadtsprachen im Nord- und Mitteldeutschen so anders, dass sie als ungebildet aufgefasst werden können?

Gerade in den Städten sind sprachliche Gegensätze soziale Gegensätze: Berlinern oder Hochdeutsch, Türkendeutsch oder Standarddeutsch? Die Stadt ist Kontaktraum und Kontrastraum: Reviere werden – auch sprachlich – „markiert“. Nicht alles, was als Dialekt gilt, wird gleich beurteilt. Zwei (authentische) Beispiele: Durchaus nicht „bildungsfern“ klingt ein Gespräch wie: Ick hab jestern bei dia jeklingelt! Und – war ick su Hause? Ganz anders: Die Polisei (vorm Olympiastadion) wünscht Sie ein jutes Suhauskommen! Vom Hochdeutschen abweichende Grammatik unterliegt strengeren Maßstäben als die Aussprache. Nicht standardgemäße Grammatik weckt den Karriere-Killerinstinkt und kann zum Risikofaktor werden.

Dialekt ist regionale Sprechweise, steht für Kiez und Alltagsleben, für Herkunft und Kindheits Erinnerung, für Klartext und Augenhöhe. Hochdeutsch ist überregional, steht für Bildungssprache, Berufsleben, Öffentlichkeit und Fürmlichkeit. Wer braucht nur eines von beiden? Dialektsprechen ist kein Problem, Nur-



●● Dialektsprechen ist kein Problem, Nurdialektsprechen ist ein Problem.“

Peter Rosenberg, Europa-Universität Viadrina

dialektsprechen ist ein Problem. Als ungebildet gilt nur der, der nicht anders kann. Jemand, der – wenn's passt – berlinern kann, ist dem, der nur einen (hochdeutschen) Stil beherrscht, überlegen. Er kann die sprachliche „Neutralzone“ des Hochdeutschen verlassen – in die eine oder andere Richtung, in die der Abgrenzung oder die der Gemeinschaft: Alt-Bundespräsident Richard von Weizsäcker fuhr einen Talkshowgast, der nicht mehr zu reden aufhörte, mit den Worten an: Nu hör doch ma uff! Und wer wollte behaupten, dass der trockene Spruch, der mit dem Berlin-Brandenburgischen verbunden ist, sich genauso gut auf Hochdeutsch formulieren ließe: Lläuft eine alte Dame im 'Eiltempo' auf einen abfahrbereiten Bus zu. Genau genommen ist sie keinen Deut schneller, sondern macht nur 'hurtige' Armbewegungen. Der Busfahrer wartet mit den Worten: „Loofen, nich rudern!“ Nur Auswärtige missverstehen so etwas und sind ob des vermeintlich „aggressiven“ Tons irritiert. Ins Dialektsprechen ist das Augenzwinkern eingebaut, ins Hochdeutsche die Sachlichkeit. Den Unterschied muss man beherrschen! Sowa kann stark karrierefördernd sein.

● Peter Rosenberg ist Sprachwissenschaftler an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder).

Auf unserer Suche nach geeigneten Bewerbern werden wir im Kongresshotel Potsdam tagtäglich mit diversen Dialekten konfrontiert. Die Ausprägung des jeweiligen Dialektes spielt bei der Bewerbersauswahl eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Regionale Redegewohnheiten können bei Gästen sowohl negative, als auch positive Emotionen auslösen. Wird eine gemeinsame sprachliche Basis geschaffen, fühlt sich der Gast gut aufgehoben. Eigentümliche Sprachfärbungen vermitteln schnell einen Mangel an Professionalität und errichten Barrieren. In einer global agierenden Branche ist es wichtig zu wissen, wann ein Dialekt dienlich ist und wann nicht.

Prinzipiell können besondere Sprachgewohnheiten die Persönlichkeit eines Bewerbers unterstützen und ihn einzigartig machen. Individuell betrachtet können diese den Bewerbern und ihrem Werdegang ebenso im Wege stehen.

Aus meiner Sicht als Hoteldirektorin und Mitglied der Prüfungskommission der IHK ist die jeweilige Ausprägung des Dialektes ein wesentlicher Faktor für die persönliche Weiterentwicklung im Beruf. Legt ein Bewerber sehr markante Sprachcharakteristiken an den Tag, wird er es schwierig haben, wenn es um eine berufliche Festigung außerhalb der eigenen Region geht. Sorgt ein süddeutscher Akzent in Bayern noch für eine Bereicherung des jeweiligen Kundenerlebnisses, so wirkt die dort als charakteristisches Markenzeichen geltende Sprachfärbung in anderen Regionen Deutschlands eher befremdlich.



●● Dialekte entfalten beim jeweiligen Gesprächspartner oftmals unterschiedliche Wirkungsweisen und sind nicht selten mit Vorurteilen behaftet.“

Angela Führer, Direktorin des Kongresshotels Potsdam

Dialekte entfalten beim jeweiligen Gesprächspartner oftmals unterschiedliche Wirkungsweisen und sind nicht selten mit Vorurteilen behaftet. So gilt die „Berliner Schnauze“ in vielen Kreisen als vorlaut, unhöflich oder derb. Ein gemäßigter sächsischer Akzent wird oftmals als bodenständig wahrgenommen – bei sehr starker Ausprägung jedoch eher negativ bewertet.

Für einen Bewerber bedeutet dies meiner Meinung nach, dass er bessere Chancen in seiner überregionalen Karriereentwicklung hat, wenn er einen gemäßigten oder besser noch keinen Dialekt spricht. Ein Bewerber mit einem hohen Maß an rhetorischen Fähigkeiten und einer natürlichen Ausdrucksweise setzt sich leichter gegenüber anderen Mitbewerbern durch.

Erfolgreich ist derjenige, der individuell und überzeugend auf sein gegenüber eingehen kann und dabei authentisch bleibt.

Unsere Mitarbeiter kommen aus verschiedenen Regionen und Ländern. So gibt es einen jungen Mann aus Griechenland, der sowohl akzentfreies Deutsch, als auch den Dialekt unserer Region beherrscht. Ein anderes Beispiel ist unser Trainee aus Bayern, der seit ein paar Monaten im Kongresshotel Potsdam beschäftigt ist und den wir als Führungskraft aufbauen wollen. Er spricht mit einem gemäßigten Akzent und unsere Gäste empfinden ihn als sehr guten Gastgeber. Somit kann man bei uns durchaus auch mit Dialekt Karriere machen.

● Angela Führer ist die Direktorin des Kongresshotels Potsdam am Templiner See. Sie ist auch Mitglied der Prüfungskommission der Industrie- und Handelskammer (IHK) Potsdam.

DISKURS

Sprachliche Wurzeln im Sächsischen

Der Dialekt der Brandenburger und Berliner hat dieselben Wurzeln. Sie liegen im Norddeutschen und im Sächsischen.

Um das Jahr 1500 herum orientierte man sich hierzulande am sogenannten Hochdeutsch. Und das war damals das Sächsische. Sachsen galt zu jener Zeit als Hochburg der schönen Künste. Die

Bediensteten pflegten demzufolge ihr sächsisches Hochdeutsch.

In der Zeit des Absolutismus sprach man bei Hofe Französisch, wie der Sprachwissenschaftler Peter Rosenberg von der Europa-Universität Viadrina erklärt. Friedrich der Große zum Beispiel soll durchaus Schwächen im Deutschen gehabt haben. Rosenberg

hat dessen Briefe analysiert und ist zu dem Schluss gekommen: „Das strotzt vor Berlin-brandenburgischen Elementen, vor allem hat er die Fälle verwechselt.“ Bei ihm seien Dativ und Akkusativ miteinander verschmolzen. Beispiele gefällig? Der Preußenkönig ließ sich zu Sätzen hinreißen wie: „Ich bin in die Schule“ oder „Ich bin mit meine Schwester“. MAZ

Prachtvoll bestickte textile Schätze

Opulente Publikation mit märkischem Beistand: „Die Messgewänder der Schwarzen Kirche zu Kronstadt in Siebenbürgen“

Von Frank Starke

Für Harald Roth, den Leiter des Kulturforums Östliches Europa mit Sitz in Potsdam, ist es in mehrfacher Hinsicht ein besonderes Projekt. Vor gut zehn Jahren hat er erstmals im Rumänischen Kulturinstitut in Berlin auf den einzigartigen Textilschatz der Schwarzen Kirche zu Kronstadt/Brasov aufmerksam gemacht. Roth kennt das Gotteshaus seit Kindertagen. Der gebürtige Siebenbürger hat das benachbarte Gymnasium besucht und in den Hofpausen, so erzählt er, „lehnten wir in den Pfeilernischen der Kirche und wiederholten die Lektion für die nächste Stunde. Dabei, verwächst man mit dem bröckelnden schwarzen Sandstein.“

Nun stellt sein Institut einen Prachtband vor, der die zuvor nicht einmal in Fachkreisen bekannte

Sammlung liturgischer Gewänder dokumentiert. „Der Kronstädter Paramentenschatz ist neben den Beständen in Halberstadt, Brandenburg, Danzig und Stralsund einer der bedeutendsten dieser Art in Mitteleuropa“, so die Hauptautorin Evelin Wetter. Die Kunstwissenschaftlerin ist auch im Märkischen keine Unbekannte. 2005



war sie federführend an dem opulenten Band über die Textilbestände des Brandenburger Doms beteiligt. Und die Leiterin der Brandenburger Textilwerkstatt, Geertje Gerhold, war mehrfach in Kronstadt, um die Einrichtung eines neuen Depots zu konzipieren. Ihre Kollegin Eva Düllo hat die Fotoarbeiten konservatorisch betreut.

Das wurde möglich dank eines Forschungsprojekts der auf historische Textilien spezialisierten Schweizer Abegg-Stiftung gemeinsam mit der Evangelischen Honterusgemeinde Kronstadt. Die Publikation stellt die 20 prächtig verzierten Kirchengewänder mit zahlreichen Detailaufnahmen vor. Die luxuriösen Stoffe stammen aus italienischen wie auch osmanischen Weberzentren, die Besätze aus Gold- und Seidenstickerei aus italienischen, mitteleuropäischen sowie lokalen Werkstätten. „In ihrer Vielgestaltigkeit und Qualität sind sie Ausdruck der wirtschaftlichen und kulturellen Vernetzung einer Stadtgemeinde zwischen Orient und Okzident im 15. und frühen 16. Jahrhundert“, so Evelin Wetter. Kronstadt war in jener Zeit ein zentraler Handelsort am Schnittpunkt wichtiger Handelsrouten zwischen Ost und West.

Ein Highlight der Sammlung ist das Kronstädter „Kaftan-Pluviale“, das einzige bislang bekannte Gewand, bei dem ein osmanischer Kaftan zu einem westkirchlichen Parament wurde. Was das Buch weit über das Textile für einen breiteren Leserkreis interessant macht, ist die sorgfältige Schilderung des historischen Kontextes der liturgischen Gewänder, von der Geschichte Siebenbürgens über die Folgen der Reformation in dieser Region bis zur wechselvollen Historie der Schwarzen Kirche. Zu deren Bestand gehört auch eine umfangreiche Sammlung osmanischer Teppiche.

● Info: Das Buch „Die Messgewänder der Schwarzen Kirche zu Kronstadt“ wird am 12. November um 18.30 Uhr in der Botschaft von Rumänien, Berlin, Dorotheenstraße 62-66, vorgestellt. Anmeldungen unter ☎ 0331/20 09 80



Pluviale – liturgisches Gewand der Westkirche – aus Kronstadt, 16. bis 17. Jahrhundert.

FOTO: ÁRPÁD UDVARDI